Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.



rängen Sie sich nicht zwischen Mutter und Tochter! rief Frau von Blankendorff mit großer Heftigkeit. Fügen Sie mir nicht ein Leid zu, das größer ist als der Dienst, den Sie mir erwiesen haben! — Ja, das thun Sie, wenn Sie mich auch noch so vorwurfsvoll ansehen! Sie haben mir die Tochter wiedergegeben, das ist wahr, aber besser, ich fand sie niemals wieder, als daß ich sie wiederfinden soll, um sie für immer zu verlieren!

Ja, das ist es, erwiederte Eduard ebenfalls in heftigem Tone. Ich wußte wohl, wie Sie handeln würden. Sie werden es nie zugeben, daß Betty meine Gattin wird, und deshalb wollen Sie sie von hier wegführen in Ihre Wohnung!

Frau von Blankendorff stieß ein lautes Lachen aus, das unheimlich klang, weil es einer überreizten und fassungslosen Seele gleichsam als Hohn zu entquellen schien.

So seid ihr alle, rief sie. Nennt das Wort Mann, und ihr sprecht von einem Egoisten! Sie wollen der Mutter ihr Kind entreißen und wollen es heiraten. Heiraten! Ihr ewige Treue und Liebe versprechen, mit heiligen Schwüren Gott geloben, sie glücklich zu machen, um unter dem heuchlerischen Deckmantel kirchlicher Ceremonien eine Sklavin zu haben, die Sie nach Gefallen mißhandeln, betrügen und endlich verlassen können!

Betty hatte schweigend und in bangem Zwiespalt der Gefühle dagestanden, jetzt aber, bei diesem Angriff auf Eduard, erhob sie den gesenkten Kopf und trat mit flammendem Blick der Mutter entgegen.

Das ist Verleumdung! rief sie. Wer so von meinem Verlobten spricht, der kennt ihn nicht. Er hat das reinste, edelste Herz, und selbst meine Mutter darf seine Liebe zu mir nicht verdächtigen und schmähen!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frau von Blankendorff lachte noch einmal gellend auf, aber ein wilder Zornesblitz zuckte von ihrem verzerrten Gesicht auf das Mädchen.

Da sehe ich dein wahres Gesicht! rief sie mit zischendem Tone, indem sie mit dem Finger auf Bettys Gesicht zeigte. Da — da ist es, das ist das Gesicht deines Vaters, dieser heuchlerische Mund, dieses harte Auge, die ein falsches Herz verraten! Närrin, kennst du die Welt, wie ich sie kenne? Dem ersten besten Mann, der dir in den Weg läuft und dem die Larve gefällt, dem giebst du dich mit Leib und Seele zu eigen? Weißt du, was die Ehe ist? Kennst du diese Zwangsanstalt, die vom Teufel ersonnen ist, um gefühlvolle Herzen zu martern und die Hölle mit wahnsinnigen Verbrechern zu füllen? Weißt du —

Halten Sie ein! rief der Pfarrer mit ernstem Tone und entschlossenen Schrittes vortretend. Bedenken Sie, gnädige Frau, was Sie sprechen und überlegen Sie Ihre Worte, um Lästerung zu vermeiden! Sie sind übermäßig erregt, und es scheint mir, als risse ein fieberhafter Zustand Sie zu Worten hin, die Sie später bereuen würden. Lassen Sie uns hinüber gehen in mein Studirzimmer und unter vier Augen in Ruhe und in christlichem Sinne über diese Angelegenheit reden!

O, mein Herr! rief sie aus, es giebt eine Grenze menschlicher Kraft, und die Größe meines Leidens zerreißt mir alle Fibern des Herzens! Was habe ich gelitten! Wie hat sich Jahre lang meine Seele an diesen einzigen Halt geklammert, und wie hat die Hoffnung allein auf dieses Kind mich mit seligen Bildern hingehalten und mich immer wieder zurückgehalten, meinem unseligen Dasein ein Ende zu machen! Und nun schließlich betrogen zu werden, nun im entsetzlich herbeigeflehten und dem Himmel mit Gewalt abgerungenen Augenblick der Erfüllung betrogen zu werden durch ein Nichts, durch einen Zufall, eine alberne Laune eines unreifen Mädchens zu einem hübsch aussehenden Burschen, wie deren zehntausend alltäglich das Pflaster treten — das ist nicht zu ertragen, das zersprengt das Hirn, das zerfleischt die Brust, das zerrt mir die sehenden Augen aus dem Kopfe!

Sie rang die Hände, während sie so mit durchdringendem Tone schrie, warf sich dann vor Betty auf den Boden, umklammerte ihre Knie und rief in heißem Flehen: Erhöre mich, wenn du mir den Verstand und das Leben retten willst! Folge mir, o komm zu mir und vertraue mir! Du solltest mir der Ersatz sein für alles, was ich verloren habe, meine Ehre, mein äußeres Glück und meinen innern Frieden. Wie ein Engel standest du vor mir, wie eine heilige Sühne, wie meine letzte Rettung! Nie ist ein Kind so von seiner Mutter geliebt worden, wie du von mir. Sieh, wenn dich wilde Tiere von mir reißen wollten, so würde ich Fetzen nach Fetzen meines Fleisches hingeben, um dich zu beschützen, aber was soll ich thun, wenn du selbst dich von mir reißest? Willst du grausamer sein als ein wildes Tier? O bleib mir treu, du mein eigen Fleisch und Blut, opfere mich nicht dem fremden Manne auf!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Betty beugte sich zu der Mutter nieder, die sich vor ihr im Staube wand, und heiße Thränen fielen aus ihren Augen auf die Gebeugte herab. Es gelang ihr, doch mit Mühe, die knieende aufzuheben. Erschüttert auf sie blickend, sagte sie: Seitdem ich denken kann, habe ich mich darnach gesehnt, eine Mutter zu haben, und meine ganze traurige Jugend hindurch habe ich mir als das höchste Glück die Freude einer Tochter vorgestellt, die sich mit ihren Sorgen, Freuden und Plänen an das Mutterherz anlehnen könnte, um dort einen Halt und Trost zu finden. So ist es mir eine große Freude gewesen, dich, die du mir das Leben gabst, endlich umarmen zu können, aber ich kann doch nicht anders, du mußt es fühlen, mein Herz gehört ihm, er ist der, den ich liebe, und ihm bin ich zu eigen. Das ist stärker als ich, und ich kann nicht anders. Wenn ich jetzt wählen soll, wenn mir kein Weg bleibt, als entweder dich unglücklich zu machen oder ihn — Mutter, verzeih mir! Ich kann ja mein Herz nicht zerteilen, ich folge dem Manne, den ich liebe!

Damit wandte sie sich von der Mutter ab, warf sich an Eduards Brust und umklammerte ihn leidenschaftlich.

Frau von Blankendorff stieß einen wilden Schrei aus, der so verzweiflungsvoll klang, daß er den Anwesenden ins Herz schnitt. Es war erschütternd für sie, diesen Kampf zu beobachten, der ihnen zeigte, welcher Jammer das gequälte und enttäuschte Mutterherz zerriß. Sie fühlten mitleidsvoll, wie öde, wie trostlos, wie verzagend jetzt das Innere dieser Frau war, die von Gottes Größe und Güte so wenig Bewußtsein hatte, und die nun nach einem zerscheiterten und frevelhaften Leben alle ihre Hoffnung auf die Zuneigung eines Kindes gesetzt hatte, mit dem sie doch weder die Bande der erinnerungsvollen Erziehung, noch auch Sympathie der Empfindungen und Neigungen verbanden.

Betty schmiegte sich zitternd an Eduard an und rief mit thränenerfüllten Augen den zustimmenden Blick des Geliebten zu Hilfe. Es bedurfte der ganzen Gewalt ihrer Liebe zu ihm, um sie davon zurückzuhalten, dem Mitleid nachzugeben. Aber ihre Liebe war zu mächtig und ihre Natur von zu einfacher Größe, als daß sie diese Probe nicht siegreich hätte bestehen sollen.

Der würdige Pfarrer und seine Gattin bemühten sich um die regungslos und mit weit offenen Augen dastehende, von übermächtiger Erschütterung gelähmte Frau und versuchten durch freundliches Zureden ihre Besinnung zurückzurufen. Sie ermahnten sie, sich nicht einem fassungslosen Schmerz hinzugeben, sondern unter den nun einmal gegebenen Verhältnissen das für sie beste zu wählen. Sie erboten sich, zwischen ihr und dem liebenden Paare zu vermitteln, um die Schroffheit einer baldigen und völligen Trennung zu vermeiden, sie wiesen sie darauf hin, daß die wahre Liebe zu ihrer Tochter sich darin zeigen müsse, daß sie deren Glück förderlich und nicht ihrer Liebe hinderlich sei, sie wandten alles auf, was Religion und Vernunft ihnen zu thun geboten, um die Starrheit eines verzweifelnden menschlichen Wesens zu lösen. Aber es war alles

vergeblich. Ein finsterer Geist schien sich dieses Gemütes bemächtigt zu haben.

Mit ausdruckslosem Blick stand sie dem Paar der Liebenden gegenüber und wies mit mechanischem Kopfschütteln und abwehrender Handbewegung allen Zuspruch zurück. Nur als Eduard sich ihr nähern wollte, stieß sie heftig ein abweisendes Wort hervor.

Auf einen Wink des Pfarrers entfernten sich Eduard und Betty, und als sich die Thür hinter ihnen schloß und ihr Anblick nicht mehr den Schmerz in der Erschütterten neu erregte, schien ein Bann gebrochen zu sein, welcher sie gefesselt und aufrecht erhielt. Mit einem tiefen Seufzer sank Frau von Blankendorff ohnmächtig dem Pfarrer und dessen Gattin in die Arme.

* * *

In der kleinen Kirche zu Kürbisdorf waren festliche Vorbereitungen beendigt worden, und die goldige Herbstsonne schien durch die hohen Fenster auf Kränze, Blumenschmuck und bunte Teppiche vor dem Altar.

Durch den schmalen Laubengang hin, der von des Pfarrers Wohnung zur Kirchenthür führte, bewegte sich ein kleiner festlicher Zug, und die Füße der Wandelnden traten auf welke, gelbe und rote Blätter, die der Herbstwind herabwehte, und traten auf bunte Blumen, die von den Händen fröhlicher Kinder vor ihnen ausgestreut wurden.

Mit stillen, großen Augen blickte die Braut unter dem Schleier und Myrtenkranze vor sich hin. Mit stolzem Schritt ging Eduard an ihrer Seite.

Der Ton der Glocke verschwebte in der Luft und trug die Kunde des irdischen Glücks zum Himmel empor, Orgelton und heiliger Gesang erfüllte die Kirche, und das bindende Wort des Pfarrers schloß den auf die Liebe begründeten Bund.

Dann entführte der Zug noch an demselben Tage das glückliche junge Paar gen Süden, an den ersehnten schönen Erdenfleck am blauen tyrrhenischen Meere.

Wohl lag ein Schatten auf Bettys Zügen, wenn sie ihrer Mutter gedachte und sich jenes Abends erinnerte, wo die Mitleidswerte allein und gebrochen das Pfarrhaus verlassen hatte, um ohne die wiedergefundene Tochter nach Berlin zurückzukehren.

Aber je weiter der schnelle Wagen sie trug, desto mehr erblich die Vergangenheit und desto heller schimmerte die Gegenwart.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dreizehntes Kapitel.

Monaco.

Geh', Philostrat, berufe
Die junge Welt Athens zu Lustbarkeiten,
Erweck den raschen, leichten Geist der Lust!

Alfons hatte sich in Paris mit einer hübschen Summe Geldes und ferneren Wechseln versehen, sich eine elegante Reiseausstattung angeschafft und einige Tage damit zugebracht, über die Erlebnisse und Absichten des Prinzen und der Prinzessin von Parolignac Nachrichten einzuziehen. Letzteres wurde ihm nicht schwer, da so glänzende Erscheinungen wie dieses vornehme und reiche Paar den Kometen gleich ein Strahlenbündel nach sich ziehen. Er erfuhr, sie seien nach Monaco abgereist, um dort die Wintermonate zuzubringen.

Alfons beschloß, ihnen dahin zu folgen. Wenn er auch keinen bestimmten Plan dabei verfolgte, so erschien es ihm doch als erste Notwendigkeit, in unmittelbarer Nähe der treulosen Geliebten und Cousine zu sein. Das Weitere würde sich finden, dachte er, voll Zutrauen in seine Klugheit und Energie, die ihn schon so weit gefördert hatte, daß er, mit Geld reichlich versehen und für alle Zukunft geborgen, derjenigen auf der Spur war, die alle seine Interessen in sich schloß.

Er hatte sich auf der Reise nach Paris vorgenommen, diese berühmte Stadt, die er nur von weitem und gleichsam aus der Vogelschau während des Krieges gesehen hatte, mit Genuß zu durchstöbern, aber nun er dort war, trieb ihn eine innere Unruhe weiter, und er konnte nicht dazu kommen, sein Geld, wie er gedacht hatte, zu genießen. Die Erinnerung an seine Eltern und an die letzten Vorgänge in Berlin peinigten ihn und raubten dem Treiben der großen Stadt in seinen Augen den Reiz. Das Gewühl der Boulevards, die immensen Perspektiven der mit Palästen besetzten Straßen, das Gewimmel des Kleinlebens in der innern Stadt, alles dies, was er sich so interessant vorgestellt hatte, kam ihm nüchtern und unerquicklich vor. Er faßte beständig mit der Hand in die Brusttasche, um zu fühlen, ob seine Papiere noch daseien, und blickte oft argwöhnisch um sich, ob nicht jemand ihn beobachte. Er hatte sich den Zustand eines Menschen, der sich durch seine Klugheit eine völlige Freiheit und dazu einen gefüllten Beutel verschafft hätte, anders und angenehmer vorgestellt. Die Welt wollte nicht, wie er doch erwartet hatte, die Natur eines großen, blauen Meeres annehmen, in welchem er fröhlich umherplätschern, oder die Natur der unendlichen, lichten Atmosphäre, worin er dem Adler gleich die Schwingen entfalten könnte. Sie blieb immer noch, was sie vorher gewesen war, eine Welt voll Berg und Thal, die hinauf und hinab gestiegen, eine Welt voll Ecken, Kanten und Engpässe, zwischen denen hindurch lavirt werden mußte. Sie blieb eine Welt, auf welcher gegangen werden mußte, sodaß die Füße müde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurden, eine Welt der Prosa, deren Anblick den Sinn beschwerte. Selbst seine Hoffnung, Chepa wiederzufinden, trug jetzt, wo die Wahrscheinlichkeit des Gelingens näher gerückt war, eine blassere Farbe, und er kam sich vor wie ein Mann, der voll Enthusiasmus dem in der Ferne romantisch leuchtenden Gebirge zugereist ist, nun im Nebel über Felsen klettert und ärgerlich wahrnimmt, daß der rosafarbene Gipfel in Wirklichkeit ein großer Haufe schwarzer Erde und grauen Gesteins und Eises ist.

Der Anblick der Franzosen ärgerte ihn und machte ihn schwermütig. Es ist wahrhaftig wahr, sagte er sich, diese Romanen sind einem Deutschen stets um eine Flasche Sekt vor. Das amüsirt sich, schwatzt in den Tag hinein, blitzt mit den Augen und bewegt sich wie Quecksilber. Unsereiner ist dagegen wie von nassem Stroh! Ich besonders bin zu gutmütig für die Welt. Nun denke ich nach Hause, gräme mich um die Eltern und den alten Fettsack, der mir noch nicht den tausendsten Teil seines Geldes gegeben hat, während ein andrer an meiner Stelle das Glück mit vollen Zügen genießen würde!

In dieser Stimmung war er vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Bewegung, lief durch die Kirchen und Museen, fuhr nach den berühmten Punkten der Umgebung und durchstreifte Paris im Innern und Äußern, als reiste er im Auftrage Bädekers. Ein rechter Genuß an all dem Schönen und Interessanten wollte sich nicht erjagen lassen. Nur die vorzüglichen Weine und feinen Speisen Véfours halfen ihm zeitweise über diese Unruhe hinweg und befestigten seine Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang seines fein angelegten Unternehmens.

Nach einem dieser ausgezeichneten Diners hatte er jedoch in der darauf folgenden Nacht einen Traum, der ihm einen höchst unangenehmen Eindruck hinterließ. Es träumte ihm, er sei im Allianzklub zu Berlin und sitze zwischen Chepa und Frau von Blankendorff zu Tisch, sehr vergnügt und gesprächig, nur etwas verwundert darüber, daß ihnen gegenüber der Prinz von Parolignac, Amadeus und der Araber in bester Freundschaft saßen und nichts davon zu wissen schienen, daß letzterer die schöne Sängerin hatte ermorden wollen. Man unterhielt sich darüber, wie ehrenvoll es für Berlin sei, daß Véfour die Wirtschaft des Allianzklubs übernommen habe, und wie freundlich es von der Stadtverwaltung sei, daß sie ihm die untern Säle des Rathauses zur Anlage einer großen Champignonplantage zur Verfügung gestellt habe. So weit war der Abend noch ganz erfreulich, obwohl es immerhin hübscher gewesen wäre, hätte Chepa nicht so offen davon gesprochen, sie wollte den Prinzen heiraten. Unheimlich wurde es jedoch, als Amadeus anfing mit dem Kopfe zu wackeln und sich deshalb zu entschuldigen, da er das Genick gebrochen habe. Denn dieser Umstand schien Alfons darauf hinzudeuten, es sei irgend etwas nicht in Ordnung. Als er besorgten Blickes die übrige Tischgesellschaft musterte, fiel ihm auf, daß der Araber ein langes, blankes Messer aus seinem rotseidenen Gürtel zog. Er

wunderte sich, daß der Herr über dem Frack und der Weste einen solchen Gürtel trüge, bis er bemerkte, daß er selber halb in Zivil und halb in Uniform sei. Er hatte vergessen, daß er nicht mehr in Dienst war, und hatte über seinen schwarzen Gesellschaftsanzug den Waffenrock gezogen und diesen nicht zugeknöpft. Er erhob sich, in der Absicht, schnell nach Hause zu fahren und den Anzug zu wechseln, als er, nach der Uhr sehend, bemerkte, der Zug nach Monaco gehe in einer halben Stunde ab, und er müsse sich im höchsten Grade beeilen. Die Lage war äußerst peinlich für ihn. Wenigstens hundert neugierige Augen richteten sich auf ihn, als er sich erhob, und er sah, daß man über ihn spottete, weil er so auffällig gekleidet war. Nur Chepa sah ihn mit mitleidigen Augen an, stand auf, hing sich an seinen Arm und flüsterte ihm zu, daß sie immer bei ihm bleiben wolle, wenn er nur den Zug nicht versäume. Er wollte mit ihr davongehen, aber — er kam nicht von der Stelle. Die Füße schienen am Parket festzuhängen wie in einem Morast von Gummi Arabicum, und Chepas Arme schienen ihn wie Schlinggewächse zu umgarnen. Er arbeitete sich mit steigender Beängstigung ab, als er zu seinem Entsetzen den Araber mit seinem Messer drohend vor sich sah. Jeder Versuch sich zu wehren war nutzlos, die scharfe Klinge glänzte mit tötlichem Funkeln vor seinen Augen, seine Hände, mit denen er die Stöße des wütenden Mannes abzuwehren trachtete, wurden zerschnitten, jede Bemühung, Chepa zu schützen, war vergeblich, und er fühlte mit unbeschreiblicher Angst, daß er mit der Geliebten zusammen sterbend in eine unendliche Tiefe versank.

Endlich fuhr Alfons aus diesem Traume mit einem Angstschrei empor.

Um des Himmels willen! sagte er laut vor sich hin.

Es war dunkel. Er zündete Licht an. Schweiß tropfte von seiner kalten Stirn. Er vermochte längere Zeit hindurch nicht sich zu beruhigen oder auch nur Wirklichkeit von Einbildung zu unterscheiden. Die Uhr zeigte die zweite Stunde an. Gleichwohl stand er auf, da ihm das Lager furchtbar geworden war, und versuchte durch Lesen seiner trüben Stimmung Herr zu werden.

Aber wenn er auch des ersten Schreckens Herr ward, so blieb ihm doch ein drückendes Bewußtsein nach.

Die Alten meinten, es gäbe zwei Thore, durch welche der Traum seinen Einzug halte, dachte er. Das eine sei von Elfenbein und undurchsichtig; durch dieses zögen die wirren, trügerischen und unsicheren Träume. Das andre aber sei von Horn, klar und durchsichtig; durch dieses hielten die wahren, untrüglichen, prophetischen Träume ihren Einzug — durch welches mag wohl dieser Traum gekommen sein?

Erst an dem Abend, wo er im Kupee erster Klasse auf der Bahn nach dem Süden war, in der Tasche zehntausend Franks in Gold und Billets der Bank von Frankreich, als das Rollen der Räder, das Stöhnen der Lokomotive ihn umgab, da streckte er in voller Gemütsruhe die Beine auf der Sammtbank

aus und ließ sich vom Schicksal, das sich ihm jetzt in Gestalt eines Expreßzuges der Compagnie du chemin de fer de Paris à Lyon et à la Méditerranée vorstellte, behaglich treiben in die ungewisse Zukunft hinaus.

Außer ihm befanden sich im Kupee noch zwei Herren, deren Gespräch bald seine Aufmerksamkeit erregte, da dessen Gegenstand eben der Ort war, der das Ziel seiner Reise bildete, nämlich Monaco. Der eine dieser Herren, von gedrungener Gestalt, schwarzen, lebhaften Augen und grauem Schnurr- und Kinnbart, schien ein Militär zu sein. Der andere war zweifellos ein höherer Geistlicher; er hatte ein feines, blasses Gesicht mit großen, graublauen Augen. Es ging aus dem Gespräch hervor, daß er in Monaco Geschäfte hatte, während der andere nach Marseille reisen wollte.

Es wird dem Fürsten nichts übrig bleiben, als seine Zustimmung auch seinerseits zu geben, sagte der schwarzäugige Franzose. Hat doch der heilige Vater die Ehescheidung ausgesprochen.

Der Geistliche heftete zuerst einen forschenden Blick auf Alfons, der anscheinend teilnahmslos in seiner Ecke lag, und sagte dann: Ich bitte um Verzeihung, Herr Senator, der heilige Vater konnte keine Ehescheidung aussprechen, da die Kirche eine solche nicht kennt. Die Kardinäle haben sich, da faktisch zwischen dem Erbprinzen und der Prinzessin Hamilton keine Ehe bestand, dafür erklärt, diese Ehe zu annulliren, sie als nicht existirend im Sinne des kanonischen Rechts anzusehen. Der heilige Vater hat nach reiflicher Erwägung diesem Beschluß seine Zustimmung gegeben.

Wie konnte die Ehe als nicht bestehend angesehen werden, während ein Sohn aus dieser Ehe lebt?

Der Begriff Ehe setzt die freie Zustimmung beider Teile voraus, in diesem Falle aber ward bewiesen, daß die Prinzessin gegen ihren Willen vermählt wurde.

In Frankreich wäre das nicht möglich gewesen, sagte der Senator. Der Code civil ist durchaus klar in diesem Punkt, und der Pariser Gerichtshof hat dies unter anderm in seiner Entscheidung vom 1. August 1874 im Prozeß Bauffremont bewiesen.

Der Geistliche zuckte die Achseln. Die Kirche wird immer und auch über dem Code civil, sagte er, sich im Interesse ihrer Heerde selbst die Freiheit bewahren, je nach den Umständen eine Ehe zu annulliren oder aufrecht zu erhalten. Das, was eine gewisse Partei unter dem Namen der Scheidung versteht und anstrebt, wird sie niemals zugeben, da es gegen das göttliche Gesetz ist.

Diese Partei, entgegnete der Graf, erhebt jetzt ein großes Geschrei über die Spielbank in Monaco, und wie mir vorkommt, ganz mit Recht. Was denken Euer Hochwürden davon?

Ich denke, daß es nichts ist als Heuchelei, versetzte der Geistliche mit feinem Lächeln, dieselbe Heuchelei, welche in Deutschland getrieben ward, als das Spiel in den rheinischen Bädern verboten wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie? fragte der andere erstaunt.

Verstehen Sie mich nicht falsch, sagte der Geistliche, seine Hand auf das Knie des Senators legend, denn wie ich über die Unsittlichkeit des Spielens an sich denke, brauche ich Ihnen wohl nicht erst darzulegen. Ich meine nur, daß, so lange es in jeder Stadt von einiger Bedeutung eine Börse giebt, das Zetern über die Spielbanken an einzelnen Vergnügungsorten Heuchelei sei. In Monaco spielt doch nur derjenige, welcher will, an der Börse aber verlieren gerade die Leute, welche sie gar nicht besuchen. Hier verliert das ganze Volk, während in Monaco nur die leichtsinnigen Leute verlieren können, welche ihr Geld hintragen. In Monaco werden Spielregeln beobachtet, an der Börse aber giebt nur die größere Schlauheit den Ausschlag. Hier werden durch die Presse die produktiven Stände mit ihrem sauer erworbenen Sparpfennig ins Netz gelockt, während in Monaco reiche Fremde spielen und dem Einheimischen das Spiel verboten ist. Aber gegen Monaco wird deklamirt, und die Börse, welche in den Geldbeutel des Bauern wie in die vermeintlich diebessichern Eisenschränke des Industriellen und Kapitalisten greift, ist sacrosanct, wie weiland die Bundeslade. Wehe dem, der die Börse angreift, rufen die Finanzminister, es könnte unserm Kredit schaden! Ihre ganze Weisheit besteht darin, daß sie Anleihen machen, bei denen sich die großen Börsen-Croupiers bereichern, während die Völker zu Grunde gehen.

Der Senator stieß einen Fluch aus und drehte den Schnurrbart. Wissen Sie, mein verehrungswürdiger Vater, sagte er, all dies Geschwätz und Geschrei gewisser Leute würde nicht sein, wenn der Fürst von Monaco die Freundlichkeit haben wollte, gewissen Leuten in Paris einen Teil seiner schönen Einnahmen zu gönnen, anstatt im Gegenteil den heiligen Kongregationen ein Asyl in seinem kleinen reizenden Fürstentum anzubieten. Warum spricht man niemals vom Cercle Masséna und Cercle de la Méditerranée in Nizza, wo der Präfekt, der Divisionskommandeur und der Geschwaderadmiral von Villefranche am Spieltisch sitzen?

Der Priester nickte zustimmend.

Im übrigen, fuhr der Senator fort, bin ich erstaunt, hochwürdigster Vater, Sie in Übereinstimmung mit Henri Rochefort zu finden. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß er schrieb: Bei den deutschen Spielen bin ich wenigstens sicher, daß man mich nicht betrügt. Wenn ich mir aber heute dreitausend Franks Rente an der Börse kaufe, so sage ich mir im Bewußtsein völliger Sicherheit: Bah, das schlimmste, was mir begegnen kann, ist, daß die Rente um zwanzig Sous heruntergeht, dann werde ich tausend Franks verlieren. Am andern Morgen höre ich, Bismarck hat sich von seiner Neuralgie erholt und unsern Botschafter angeblasen, und ehe ich Zeit gehabt habe den Mund zu öffnen, sind meine dreitausend um fünfzehn Franks herunter, und ich notire mir einen Verlust von fünfzehntausend. Diese Fatalität habe ich beim Roulette

nicht. Ganz Europa mag brennen: wenn ich einen Frank auf Rot setze, kann ich nicht zwei darauf verlieren. Außerdem ist hier das Maximum begrenzt, und ich kann nicht achtzigtausend Franks auf eine Nummer setzen, wie es täglich an der Börse geschieht. Das Spiel, wie man es in Frankreich treibt, hat seine große Gefahr, nämlich es hat kein Ende. Meine Freunde setzen sich abends um acht Uhr an einen Spieltisch. Ich komme nach drei Tagen in dasselbe Haus und finde sie noch bei ihrer kleinen Partie, gerade als wäre die Sonne nicht einigemale erschienen, den Mond abzulösen. Erlaube ich mir ihnen zu bemerken, daß ihre Familien anfangen müssen, sich Besorgnissen hinzugeben, so antwortet jeder im ungeheuchelten Erstaunen: Wie? Ich sitze hier noch keine halbe Stunde. Dagegen ist beim deutschen Spiel der Vorteil, daß es um Mitternacht schließt, und daß selbst die Tollsten gezwungen sind, sich etwas auszuruhen, was ihnen zwar nicht ihr Geld wieder in die Tasche, aber doch ein klein wenig Helligkeit wieder in den Hirnkasten bringt.

Der Senator hielt sich, wie es Alfons vorkam, für einen beau causeur. Er erging sich in einer pikanten Schilderung, wie Herr Blanc 1860 nach Monaco gekommen sei und dem Direktor des Kasinos drei Bons auf die Bank von Frankreich, einen Wert von siebzehnhunderttausend Franks repräsentirend, auf den Tisch gelegt habe, mit dem Bemerken, er müsse nach dem Frühstück wissen, ob er dafür die Konzession bekäme oder nicht. Er sei nach dem Frühstück wieder abgereist ohne seine siebzehnhunderttausend Franks, aber als Pächter des Kasinos.

An diese Erzählung schloß er wieder andere Geschichten und mochte vielleicht seinen Freund, den ihm gegenüber sitzenden Geistlichen, dadurch erheitern und munter halten, bewirkte aber bei Alfons, daß dieser sanft entschlief und erst am hellen Morgen wieder erwachte. Am Abend dieses Tages traf er in Monaco ein und stieg im Hôtel de Paris in unmittelbarer Nähe des Kasinos von Monte Carlo ab.

In diesem glänzenden Gasthause erhielt er ein Zimmer, welches ihm den Blick über die prachtvollen Gärten des Kasinos und den Felsenabhang hinweg nach dem leuchtenden Meere bot, er erkundigte sich sofort nach dem Prinzen Parolignac und erfuhr, daß derselbe eine Villa auf der andern Seite der Avenue du casino bewohne, nahm ein Bad und machte dann einen Spaziergang, um sich nach alter militärischer Gewohnheit zu orientiren.

Eine kokett gekleidete und frivole Gesellschaft bewegte sich an diesem schönen Abend in den Veranden und Gärten des Hôtel de Paris und auf dem großen, freien Platze davor, welcher im Lichte vieler Gasflammen und eines Mondscheins, wie Alfons ihn so hell noch nie gesehen hatte, zauberisch erglänzte. Das Licht ward zurückgeworfen von der Façade des Kasinos, eines wahren Schloßes aus Marmor und Gold, und dem hellen Kies des Bodens; es schien zu gleicher Zeit von dem reinen, tiefblauen Himmel herabzufluten und von der Erde wie von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einem Spiegel zurückgestrahlt zu werden, während die Düfte der blühenden Orangenbäume sich mit der vom nahen Meere herströmenden Luft vermischten. Die Palmen, Eucalyptus, Feigenbäume, Tamarinden, Lorbeerbäume und andere prächtige tropische Bäume und Pflanzen der Parkanlagen erhielten in dieser wundersamen Beleuchtung einen Reiz und Schimmer, der das Anziehende ihrer südlichen und für ein norddeutsches Auge fremdartigen Erscheinung noch um vieles erhöhte und die Dinge der Wirklichkeit mit einem dem Lande der Feen entliehenen Duftschleier zu umhüllen schien. Die verschiedenartigsten Sprachen Europas ließen sich aus den von feinen Wölkchen türkischen Tabaks umflossenen Gruppen von Herren und Damen in eleganten und teilweise modisch übertriebenen Kleidungen vernehmen, und viele scharf geschnittene, von Leidenschaften durchpflügte Gesichter abenteuerlichen Charakters, manche kecken Augen und Näschen junger und älterer Schönen, die einen Teil ihrer Anziehungskraft der Mutter Natur, einen andern Teil dem Pariser Coiffeur und Schneider verdankten, diese Repräsentanten der raffinirten, thörichten Spezies der Trottoir- und Boudoirkinder großer luxuriöser Städte, diese leicht zerflatternden und immer wieder neu gebornen Schaumgebilde trügerisch moussirender Zivilisation erschienen hier, vom Monde und vom Gas mit kontrastirendem Licht übergossen, als Wesen einer besonders interessanten Gattung, als echte Dienerschaft der Hexenküche, in welcher der Kessel mit dem Zaubertrank des Lebensgenusses brodelt.

Alfons ging langsam hindurch, durchschnitt die breite Straße, welche auf die Mitte des Kasinos zuführt und tauchte in die Bosquets auf der andern Seite ein, zwischen denen er bald das helle Licht aus dem Vestibül und den Fenstern einer Villa aufblitzen sah, welche nach der ihm gemachten Beschreibung nur die des Prinzen von Parolignac sein konnte. Da war zur rechten Hand die kleine Schlucht, durch welche sich ein klares, murmelndes Wässerchen, im Mondschein silberhell glänzend, den Weg zum felsigen Gestade hinabschlängelte, da war die mit Glas überdeckte Einfahrt zur Villa, vor welcher augenblicklich ein Wagen hielt, der Gäste brachte, und dort war auf der Ostfront des eleganten Hauses die von bunten Glaskuppeln erhellte Loggia mit den zierlichen weißen Marmorsäulen, von einer Gesellschaft in hellen Gewändern und blitzenden Uniformen angefüllt.

Alfons trat nahe heran und lehnte sich im Schatten eines hohen Aloë-Agave-Strauches an das Eisengitter, welches den Garten von dem umliegenden Park abgrenzte. Der mit Mosaik ausgelegte gewölbte Flur war mit bunten Gewächsen dekorirt, strahlend hell erleuchtet und gewährte den Durchblick auf den hinter dem Hause liegenden Teil des Gartens, wo sich gerade dem Eingange gegenüber ein Springbrunnen erhob. Alle Gemächer waren hell, es schien eine große Soirée zu sein. In tiefes Träumen versunken, voll bitterer Gefühle und die Stirn von fieberhaften Gedanken und Plänen durchzuckt, beobachtete Alfons das Treiben. Da plötzlich vernahm er eine glockenreine Stimme zum Klange eines

Flügels ertönen, und er konnte mit stockendem Atem der Casta diva folgen, dieser Arie, die Chepas Bravourstück war, seidem er, Alfons, ihr die Feinheit des Vortrags derselben beigebracht hatte.

Mit geballten Händen und fest zusammengepreßten Lippen lehnte er an dem Gitter, seine ganze Seele drängte sich nach diesem Gesange der wohlbekannten Stimme hin, und so gewahrte er nicht eine geschmeidige Gestalt, welche plötzlich in seiner Nähe auftauchte und ihn mit glühenden Augen aus dunklem Gesicht betrachtete, dann noch einen prüfenden Blick nach der Villa sandte und leise, wie sie gekommen war, wieder im Schatten des Gebüschs verschwand. Er kehrte, in träumerisches Sinnen verloren, nach seinem Hotel zurück und zog fernere Erkundigungen über die Lebensweise der vornehmen Welt in Monaco und speziell des Prinzen von Parolignac ein.

Am andern Nachmittag begab er sich auf den Taubenschießplatz, wo der Prinz mit ziemlicher Regelmäßigkeit zu finden sein sollte. Wenig beschäftigt durch den Anblick der übereinander geschobenen, vielfach auf Gewölben ruhenden, mit dem Aufwande vieler Millionen hergestellten Gärten von Monte Carlo mit ihren Terrassen und Balustraden, obwohl dieselben die Bewunderung aller Fremden bilden, durchschritt er dieses paradiesische Stückchen Erde, welches den Abhang der Küste umsäumt, und stieg die Treppen hinab, welche zu der in das blaue Meer vorspringenden letzten Terrasse mit dem Taubenhaus führen.

Der schwache Knall von Schüssen leitete seine Schritte, und er fand eine Gesellschaft von etwa dreißig Herren versammelt, in den Händen elegante Lefaucheux-Doppelgewehre von dem vorschriftsmäßigen 10 Millimeter-Kaliber und zum Teil mit kostbar eingelegten Schäften. Man konnte auf den ersten Blick erkennen, daß hier ein ausgesuchter Kreis vereinigt war. Inmitten der Terrasse stand mit seiner vornehmen Haltung, seinem spöttischen Lächeln und seinen melancholischen blauen Augen der Prinz von Parolignac.

Alfons ging gerade auf ihn zu und begrüßte ihn mit einem offenen, liebenswürdigen Lachen, indem er zugleich seine Überraschung aussprach, ihn hier zu treffen. Ein Blitz des Ärgers und Mißtrauens zuckte aus des Prinzen Gesicht hervor, doch bezwang er sich rasch und erwiederte den Gruß in höflicher Weise.

Der Herr Herzog von Castries, der Herr Herzog von Vallombrosa, der Herr Herzog von Rivoli, sagte er dann, Alfons mit den drei zunächst stehenden Herren bekannt machend. Ich bin eigentlich verwundert, sprach er dann in seiner alten nachlässigen Manier weiter, daß der biedere Monegaske noch keinen Anstoß an unserm Sport hier genommen hat. Wir schießen hier täglich unsre dreihundert bis dreihundertfünfzig Tauben, und dort hinten steht die Kirche der Sainte Dévote, der zu Ehren alljährlich das größte Fest gefeiert wird. Sollte der Monegaske das alte Gedicht vergessen haben, in welchem die Seele dieser so inhuman behandelten Dame als Taube erscheint? Sie wissen, meine Herren:

A l'heure, où la mer se colore
Des pâles lueurs de l'aurore,
Apparut soudain à leurs yeux
Une colombe, au vol joyeux.
Suivons-la, cria le pilote,
C'est l'âme de la Sainte-Dévote!
Nous n'allons plus voguer en vain,
Voilà mon conducteur divin!

Wer bürgt dem Monegasken dafür, daß diese Seele sich nicht auch einmal in Gestalt einer der Tauben zeigt, die wir dort im Käfig haben? Aber mich dünkt, ich bin an der Reihe.

Der Prinz trat vor an den Rand der Terrasse. Eine wundervolle Aussicht auf das Mittelländische Meer und die Küste mit ihren Buchten und Bergen breitete sich hier vor dem Beschauer aus. Auf der klaren Flut wiegten sich Schiffe mit dem dreieckigen lateinischen Segel, seitwärts geneigt und das Wasser mit scharfem Kiele pflügend. Ein strahlender Himmel ergoß sein Licht in herrlicher Klarheit über Meer und Land und malte die Ferne in zauberisch sehnsuchterregenden Tinten. Aber für den Schützen existirte dieser Anblick nicht. Der Prinz machte sein Gewehr schußbereit. Eine weiße Taube ward aus dem Käfig entlassen und schwang sich in den blauen Äther empor. Der Prinz hatte es verschmäht, die Mündung seines Lefaucheux vor die Thür des Käfigs selbst zu richten und das arme Tier in dem Moment zu treffen, wo es seine Flügel zum ersten Schwunge ausbreitet. So machen es wohl die interessirten shooters, welche lediglich die Zahl ihrer Points möglichst hoch bringen wollen, aber der Prinz vertraute auf seine große Geschicklichkeit, und er pflegte in freier Luft, bei voller Schnelligkeit des Vogels auf eine Entfernung von etwa hundert bis hundertundfünfzig Fuß das tötende Blei zu entsenden. So wollte er es auch diesmal machen, aber irgend etwas mußte wohl sein Auge oder seine Hand beunruhigen. Der Vogel strebte in leichtem, freiem Flügelschlage empor, der Prinz drückte ab, und das Tier vermehrte nur seine Schnelligkeit. Da schoß er mit dem zweiten Lauf. Er mußte getroffen haben. Der Vogel senkte sich, ein Flügel war ihm verletzt, noch zappelte er in schiefer Lage mit der gesunden Schwinge, dann stürzte er hinab in die Tiefe. Man blickte ihm nach, der Vogel lag in der See, außerhalb des Gitters, welches den Rayon begrenzt, und galt für mauvais; nur der auf den Felsenabhang fallende Vogel ist bon in der Sportsprache von Monaco.

Der Prinz trat mit verdrießlicher Miene zurück.

Die Sainte Dévote hat Ihnen Schaden gethan, Prinz, sagte ihm ein langer Engländer, sein gefährlichster Mitbewerber um den grand-prix.

Wahrhaftig, sagte der Herzog von Vallombrosa, ich glaube, der Prinz will einen Tierschutzverein gründen, eine société colombophile.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Herren meinen das im Scherz, entgegnete dieser, aber in der That, wenn ich bedenke, was mein Freund Roger de Beauvoir reizendes über diese Tierchen dichtete:

Vénus n'a mis que deux colombes
Au char qu'enlèvent les Amours,

so finde ich es abscheulich, jährlich zehntausend von ihnen hinzuopfern. Es müßte denn sein, fügte er in tief ernstem Tone hinzu, daß man eine Erfindung machte, sie nach dem Tode mit Cayennepfeffer in einer Marsalasauce als Fricassee schmoren zu können.

Ein höchst üppiges, mit allen Verfeinerungen der Pariser Küche aus den köstlichen Nahrungsmitteln der Riviera bereitetes Diner vereinigte gegen Abend die Gesellschaft der Taubenschützen im Hotel de Paris, und Alfons war darunter. Er empfand mit Vergnügen, daß dieser aus allen Ländern zusammengekommene Kreis nicht die trockene Steifigkeit der Berliner Gesellschaft besitze und daß ihm hier in französischer Luft sein Witz eine Geltung verschaffe, die ihm zu Hause nur der Adel oder ein Titel geben könne. Zugleich that es ihm wohl, sich unter Leuten zu befinden, die das Vergnügen als Lebenszweck auf ihr Panier geschrieben hatten und nur nach Genuß haschten. Diese Atmosphäre wirkte einschläfernd auf sein Bewußtsein, das von väterlicher Seite her genug ernste Gedanken in sich aufgenommen hatte, um immer wieder emporzuschnellen und ihn auf dem abschüssigen Pfade aufzuhalten. Es war ihm eine trostreiche Empfindung, sich einbilden zu können, er sei unter Leuten, die nicht besser wären als er selbst, und die dabei doch den höchsten und reichsten Ständen der zivilisirten Völker angehörten.

Das Diner war um acht Uhr beendet, und die Herren brachen auf, um sich in das Kasino zu begeben. Man vereinigte sich hier mit den Damen, und Alfons blickte gespannt umher, ob er Chepa entdecken werde. Aber sie war nicht da, und der Prinz reichte seinen Arm einer reizenden Engländerin mit rotem Haar, hohem Spann und einer ungemein unternehmenden Miene. Mit dieser vertiefte er sich in langsamem Wandel in die Anlagen, der größere Teil der Gesellschaft aber ging in die Säle, wo Roulette und Trente-et-Quarante gespielt wurde.

Spähenden Blickes durchschritt Alfons diese Säle, deren polirte Marmorwände und Parketböden das Licht der Flammen in ihren Krystallschalen wiederspiegelten, und in denen leises Surren und Flüstern sich mit dem Klingen des Goldes und dem Rauschen der Seide vermischten, während vom Park her Wohlgerüche durch die hohen Fensterbögen hereinfluteten. Er hatte gehofft, die Teure hier zu finden, da er sich ihrer Liebe zum Golde erinnerte, aber sie war nicht da.

In der Mitte der einen Langseite des Roulettetisches thronte auf erhöhtem Stuhl ein Greis mit kahlem, leuchtendem, mächtigem Schädel, weißem, faltigem,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bartlosem Gesicht, glänzenden, schwarzen Augen und wohlwollendem Lächeln. Er überwachte das Spiel, sowohl die Croupiers als auch die spielende Gesellschaft, und als er Alfons bemerkte, wie dieser suchend umherschritt, lud er ihn endlich mit einem freundlichen Winken ein, den an einer Seite eben leer gewordenen Stuhl einzunehmen.

Aber Alfons dachte, es sei nicht klug, zu spielen und lehnte mit höflichem Kopfschütteln ab.

Sie spielen nicht, mein Herr? fragte ihn ein Amerikaner, mit dem er beim Diner Bekanntschaft gemacht und der nun zwei hübsche junge Damen zum Spiel begleitet hatte.

Ich spiele niemals gegen die Bank, erwiederte Alfons, es müßte denn sein, daß der Bankier die Zéros und die Doubles opfern wollte oder im Faro die beiden letzten Karten.

Ah, da wären Sie im Vorteil, sagte der Amerikaner lachend.

Der Bankier wäre immer noch im Vorteil.

Wie wollen Sie das beweisen? Ich wette hundert Dollars, daß Sie das nicht können.

Ich will es Ihnen ohne Wette beweisen: Der eine Vorteil des Bankiers ist der, daß er nur darauf zu achten hat, keine falsche Taille zu machen, und dadurch wird die Ruhe, welche ein Spieler besitzen muß, um Genuß zu haben, nicht im mindesten gestört, während der Pointeur sich den Kopf zerbricht, um Chancen für sein glückliches Setzen auszuklügeln. Der zweite Vorteil ist der, daß er seine eigne Karte wenigstens eine Sekunde früher zieht als die des Pointeurs und so sein Glück früher als sein Gegner genießt.

Very acute, sagte der Amerikaner, Sie hatten Unrecht nicht zu wetten. Sie hätten jetzt hundert Dollars mehr in der Tasche.

Alfons trat an das Fenster und blickte nach der See hinaus, die jetzt wie ein dunkler polirter Metallschild zu seinen Füßen lag, und von dem aus das leise dumpfe Brausen der am Gestade spülenden Wellen emporbrang und einen wunderlichen Grundton zu dem Klingen des Goldes, dem Flüstern und Rauschen der leichtsinnigen Gesellschaft bildete. Alfons konnte den Anblick der stillen See und des leuchtenden Nachthimmels nicht gut ertragen; es stimmte ihn ängstlich. Er war doch nicht oberflächlich genug, um sich wohl zu fühlen in der Lage, in die er sich gebracht hatte. Er bedurfte neuer Aufregung. Er griff in die Tasche, nahm zehn Napoleonsd'or aus dem Portemonnaie und trat an den Tisch, um aller seiner Klugheit zum Trotz doch zu pointiren. Da sah er den Prinzen mit der Engländerin eintreten, sich mit der Miene von Habitués an das Roulette setzen und einen Haufen Gold und blauer Scheine vor sich hinlegen. Es durchzuckte ihn ein Gedanke. Er steckte sein Geld wieder ein und entfernte sich eiligen Schrittes, indem er mit pochenden Schläfen den nächsten Weg nach der Villa des Prinzen einschlug. (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Die Pflanze, Vorträge aus dem Gebiete der Botanik von Dr. Ferdinand Cohn, Professor an der Universität zu Breslau. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller), 1882.

Das vorliegende Werk ist aus einer Reihe von Vorträgen entstanden, welche der Verfasser, der zu den hervorragendsten Botanikern Deutschlands zählt, in verschiedenen deutschen Städten gehalten und in ihrer ersten Fassung in verschiedenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG